

Einleitung

Wolf Ortiz-Müller, Ulrike Scheuermann und Silke Birgitta Gahleitner

Wir freuen uns sehr, Ihnen die zweite Auflage des Handbuchs »Praxis Krisenintervention« vorstellen zu können. Sie ist nicht nur umfassend aktualisiert, sondern in vielen Bereichen von uns und den mitarbeitenden Autoren und Autorinnen völlig neu überarbeitet worden. Manche Artikel haben wir schweren Herzens nicht wieder aufgenommen, um anderen Platz zu machen, die den aktuellen Entwicklungen im Bereich der Krisenintervention im besonderen Maße Rechnung tragen. Eine ganz entscheidende Veränderung zur vorhergehenden Ausgabe besteht darin, dass es uns gelungen ist, Silke Birgitta Gahleitner als Co-Herausgeberin zu gewinnen und uns damit vom Duo auf ein Trio zu erweitern. Sie setzt in der vorliegenden Ausgabe neue Akzente vor dem Hintergrund ihrer langjährigen Arbeit im Bereich komplexer Traumata und als Professorin an einer Hochschule für angewandte Forschung mit der Aufgabe, Theorie-Praxis-Schnittstellen angemessen auszuleuchten und für die Praxis zugänglich zu machen. Sie eröffnet damit auch einen noch direkteren Zugang zu einer großen Gruppe unserer bisherigen Leserinnen und Leser: den Studierenden unterschiedlicher Fachrichtungen der Sozial- und Gesundheitswissenschaften.

Praxis Krisenintervention, diese Kurzformel schien uns dennoch – auch für die zweite Auflage des vorliegenden Buches – am besten geeignet, unser Anliegen auf den Punkt zu bringen: Wir, die Herausgeber und Herausgeberinnen und die Mehrzahl der Autoren und Autorinnen, kommen aus der Praxis und schreiben für die Praxis. Dementsprechend ist auch das Spektrum der Berufsgruppen, die

wir mit diesem Buch ansprechen möchten, wieder ebenso breit aufgefächert wie in der letzten Ausgabe. Unter »helfenden« Berufen verstehen wir dabei nicht nur Ärzte, Psychologen, Sozialarbeiter und Pflegekräfte in der psychosozialen Versorgung, sondern in ähnlicher Weise auch Betreuer nach dem Betreuungsgesetz und Fachkräfte innerhalb der Feuerwehr, der Polizei und anderer Rettungsdienste, die mit Krisen alltäglich oder auch nur gelegentlich zu tun haben.

Nach den Grundsatzartikeln, die eine Einführung und einen Überblick geben möchten, behalten wir die Orientierung an den Praxisfeldern bei, da sie sowohl dem »Neuling« als auch dem »alten Hasen« ermöglicht, die bisherigen Kenntnisse über Krisenintervention zu überprüfen und zu erweitern. Keiner kann in allen Bereichen der Krisenintervention gleichermaßen fit sein. Wenn dann im eigenen Arbeitsumfeld eine Krise umsichtiges Handeln verlangt, deren Umstände hier praxisnah beschrieben werden, so ist es der Anspruch des Handbuchs, eine erste Orientierung zu ermöglichen. Dieses Buch will, dass praktisch Tätige es »zur Hand nehmen«, dann »die Sache in die Hand nehmen«, vielleicht gelegentlich sogar einen Klienten »an die Hand nehmen« (ihn aber auch rechtzeitig wieder loslassen!), und dass wir über dieses Arbeiten mit den Nutzern nachlesen und reflektieren können.

Krisenintervention galt einst als exotisches Pflänzchen innerhalb der psychiatrischen Landschaft, für das einige Pioniere unter den Psychiatern, Psychologen und Sozialarbeitern eigene Fleckchen erkämpft hatten: die Kriseninterventionsstationen innerhalb psychi-

atrischer Abteilungen oder auch ambulante Krisendienste in der Gemeindepsychiatrie. Heute ist Krisenintervention als Thema – und häufig genug bereits als eigenes Tätigkeitsfeld – in nahezu jeder Einrichtung präsent, die mit Menschen arbeitet, seien sie nun krank oder behindert oder »einfach nur« Menschen, die in einer Lebenskrise stecken. Ambulante Krisendienste in einem ausgebauten gemeindepsychiatrischen System gehören eigentlich längst zum fachlichen Standard, sind jedoch bis heute nicht flächendeckend eingerichtet. Um diesen Sachverhalt differenziert zu verstehen, müssen die Hintergründe der Krisenhilfe eingehender reflektiert werden.

Angesichts der weltweiten Krise, die nicht nur wirtschaftliche und politische Umwälzungen nach sich zieht, sondern auch tief in den sozialen Nahraum hineinwirkt, erscheint der Einführungskapitel aktueller denn je. *Heiner Keupp* erläutert in seinem Beitrag »Die Normalität der Krise oder die Krise der Normalität: Krisenpotenziale im globalisierten Netzwerkkapitalismus« unter Referenz auf Gegenwartsanalysen der Soziologie die aktuelle Allgegenwärtigkeit von Krisenerfahrungen und die Konsequenzen für insbesondere sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen innerhalb dieses »spezifisch postmodernen Angstmilieus«. Gemeinsam mit *Wolf Crefeld* schärft *Silke Birgitta Gahleitner* in dem anschließenden Beitrag »Krisenhilfe heute: Überlegungen zu Struktur und Inhalt einer bedarfsgerechten Ausgestaltung« das Profil des Buchs, indem die dafür zur Verfügung stehende Hilfelandshaft für Nutzer und Nutzerinnen diskutiert wird: Gegenwärtige Strukturen der Krisenhilfe in Deutschland werden gewürdigt, kritisch unter die Lupe genommen und weiterführende Überlegungen mit konkreten politischen Forderungen verknüpft.

Deutlich wird dabei, wie sehr das Hilfennetz in der postmodernen Unübersichtlichkeit auf eine adäquate Öffentlichkeitsarbeit angewiesen ist, um die Existenz, das konkrete Angebot und die Inhalte von Krisenintervention zu kommunizieren. Und zwar so, dass die

Menschen im Umfeld verstehen, warum Kriseneinrichtungen wichtig sind, wer dort wie arbeitet und in welchen Fällen die Angebote von wem genutzt werden können und sollten. So lässt sich bei der Bevölkerung ein Bewusstsein schaffen, dass für jeden im Krisen- und Notfall ein Netz vorhanden ist, das den freien Fall bremst und verlässlich trägt, bis die Krise bewältigt ist oder längerfristige und spezialisierte Angebote greifen. Dieses Themas nimmt sich *Ulrike Scheuermann* in ihrem Artikel »Wege in die Öffentlichkeit: Schriftliche und mündliche Kommunikation für Einrichtungen der Krisenhilfe« an. Sie hat ihren Beitrag für die neue Ausgabe komplett überarbeitet, aktualisiert und entsprechend ihrer beruflichen Ausrichtung um Richtlinien für gelungene schriftliche Kommunikation erweitert.

Das Einführungskapitel wird abgeschlossen durch den umfassenden Artikel von *Wolf Ortiz-Müller*, in dem er aktuelle Krisenmodelle unter die Lupe nimmt. Mit dem Titel »Theorie für die Praxis: Vom fraglichen Nutzen der Krisenmodelle« beleuchtet er theoretische Konstrukte und hinterfragt sie in Hinblick auf ihre Aktualität und ihren Nutzen für die Praxis. Der Beitrag skizziert ausführlich die vielfachen Versuche, in das Chaos der Krise eine Struktur zu bringen. Möglicherweise bildet sich in den Strukturierungsschwierigkeiten jedoch nur ein Charakteristikum der Krise ab: ihre wechselhaft-flüchtige Gestalt. Sie ist an vielen Orten der Praxis nur selten so idealtypisch wie in der Fachliteratur beschrieben dingfest zu machen. Da die jeweiligen Nutzer und das dazugehörige Krisen-Setting sich gegenseitig beeinflussen, wechselt das Erscheinungsbild der Krise je nach institutionellem Kontext. Ausgehend von dieser Diversität wird exemplarisch ein Handlungsmodell vorgestellt, um dann auf die Probleme der »Praxis vor Ort« zu fokussieren.

Wenn Krisenintervention so komplex und unübersichtlich ist, bedarf es vieler Überlegungen für den Aus- und Fortbildungsbe-

reich. Der zweite Abschnitt des Buches widmet sich daher den Möglichkeiten der Aus- und Fortbildung zum Thema Krisenintervention. Unter dem Titel »Krisenhelfer weiterbilden« sind die Beiträge von *Manuel Rupp* »Was hilft den Krisenhelfern? – Notfall- und Krisenintervention auf dem Weg zu professionellen Standards«, *Thomas Giernalczyk* und *Hans Doll* »Fortsbildung für KrisenhelferInnen – ein Leitfaden für SeminarleiterInnen« sowie *Ulrike Scheuermann* und *Ingeborg Schürmann* »Vielfalt nutzen – Diversity in der Weiterbildung für Einrichtungen der Krisenintervention« versammelt, die Kollegen und Kolleginnen aus dem Fort- und Weiterbildungsbereich wichtige Anregungen für fruchtbare Seminare zu bieten vermögen.

Der in den dritten Teil einführende Beitrag von *Wolf Ortiz-Müller* macht deutlich, wie problematisch Verallgemeinerungen sind und weshalb die HerausgeberInnen und AutorInnen den Zugang weitgehend über Zielgruppen und Anwendungsbeispiele gewählt haben. In seinem zweiten Buchbeitrag »Du siehst was, was ich nicht seh ... und das bin ich – Krisenintervention im Familien- und Helfersystem« widmet sich *Wolf Ortiz-Müller* einer weiteren Facette dieses Phänomens. Eine isolierte Arbeit mit den einzelnen Nutzern und Nutzerinnen in Krisen ist häufig nicht zielführend, wenn man sich den systemischen Dynamiken darin nicht stellt. Ähnlich verwirrend stellen sich oft die institutionellen Verflechtungen dar. *Ilse Eichenbrenner* skizziert in ihrem Beitrag »Freischwinger oder Wartebank? – Klienten zwischen Sozialpsychiatrischem Dienst und Krisendienst« die Verbindungen und Übergänge der Krisenintervention, die vom Sozialpsychiatrischen Dienst zum ambulanten Krisendienst bestehen. Hier wie dort wird Krisenintervention betrieben, der jeweilige Auftrag und Rahmen zeigen aber große Unterschiede – die Nutzer und Nutzerinnen auch?

Iris Hölling setzt sich in ihrem Artikel »Krisenintervention – (k)ein Angebot für Psychiatriebetroffene? – Krisenintervention

aus der Sicht Betroffener« mit der Frage auseinander, was das Hilfesystem den Psychiatriebetroffenen zu bieten hat oder wo es eher mit seiner Gewaltförmigkeit Selbsthilfepotenziale untergräbt. Unter dem Stichwort »was stattdessen hilfreich wäre« formuliert sie Herausforderungen an professionelle Helfer und Helferinnen, die deren Berufsethos verändern könnten. Angeregt von dem ausgezeichneten Vortrag auf der DGS-Tagung 2008 in Nürnberg haben wir die Nutzerinnen *Anja Link* und *Christiane Tilly* gebeten, ebenfalls ihre Erfahrungen mit dem Hilfesystem in ihren suizidalen und mit Selbstverletzung verbundenen Krisen zu schildern. Entstanden ist der Beitrag »Krisenintervention aus der Perspektive der Vielmelder/Heavy User eines Krisendienstes«, der für Nutzer und Nutzerinnen, ihre Angehörigen sowie Helfer und Helferinnen gleichermaßen wertvolle wie praxisrelevante Einblicke in subjektives Krisenerleben gewährt.

In seinem Beitrag »Leidenschaftlich gefordert – selten erreicht. Krisenintervention aus Sicht der Angehörigen« vertritt *Reinhard Peukert* konsequent die Perspektive der Angehörigen, die sich häufig von den Krisen ihrer Kinder, Partner, Geschwister oder Eltern überfordert und vom Hilfesystem im Stich gelassen fühlen. Die zugrundeliegende Fragestellung ist: Wie sähe die Hilfe aus, die die Angehörigen selbst formulieren und in den Trialog von Angehörigen, Betroffenen und Profis mit einbringen? In jedem Falle würde sie sich mehrdimensionaler, nicht so punktuell und »lediglich notfallorientiert« gestalten. Diesen Aspekt greift *Sönke Behnson* aus einer anderen Perspektive auf. Unter dem Titel »Krise? Welche Krise?! – Der ganz normale Wahnsinn im Alltag chronisch psychisch kranker Wohnungloser« vermittelt er einen Einblick in die Welt von Menschen, die aus vielen Netzen herausgefallen sind, die ihren »Ort« verloren haben und für die der Ortswechsel das Konstante ist: Wohnungslose in Krisen. Wie können wir verhindern, dass diese »hard-to-reach«-Klienten, wie die Kli-

nische Sozialarbeit sie nennt, durch die Maschen des Hilfennetzes zwischen Suchthilfe, sozialpsychiatrischer Hilfe und Wohnungslosenhilfe fallen?

Die Frage komplexer Problemlagen spielt auch im Beitrag von *Carlos Escalera* eine entscheidende Rolle. Unter dem Titel »Eine Krise, die viele Krisen entstehen lässt – Krisenintervention und geistige Behinderung« gibt er Hinweise, wie Krisen bei Menschen mit geistiger Behinderung erkannt, verstanden und behandelt werden können. Die Einschränkungen hinsichtlich ihrer Lebensführung bedeuten, dass sie zeitlebens auf Hilfe durch die eigene Familie oder das Hilfssystem angewiesen sind. Woran erkennen wir, wann es sich bei den Krisenzuständen der geistig Behinderten im Kern um Krisen des Helfersystems handelt? Wie intervenieren wir, um latenter und manifester Gewaltausübung strukturell zu begegnen? Einer ähnlichen Frage geht *Eva Reichelt* nach. »Fremd ist der Fremde nur in der Fremde – Krisenintervention bei Migranten und Flüchtlingen« nennt sie ihren Beitrag, in dem sie Krisen von Migranten und Migrantinnen beschreibt und aufzeigt, inwiefern sie sich von dem unterscheiden, was wir landläufig unter »Krise« verstehen. Menschen, die nach Deutschland eingewandert oder geflohen sind, stellen ebenso wie jene, die vielleicht schon in zweiter oder dritter Generation hier leben, besondere Anforderungen an unser Selbstverständnis als Helfer. Wie können sprachliche, aber auch kulturspezifische Besonderheiten hinsichtlich Krankheit, Hilfestellung und Erwartungshaltung berücksichtigt werden?

Das Thema der Erreichbarkeit beschäftigt uns auch im Bereich der Kinder- und Jugendarbeit. »Wenn ich das machen würde ... wäre ich ja wirklich tot – Krisenintervention bei Kindern und Jugendlichen« nennt *Sigrid Meurer* ihren anschaulichen Beitrag, in dem deutlich wird, dass es besondere Angebote geben muss, um Jugendliche zu erreichen und um ihren Krisen gerecht zu werden. Ein großer Schwerpunkt liegt dabei auf der Suizid-

gefährdung. *Burkhard Brückner* nähert sich in seinem Beitrag »Alter schützt vor Torheit nicht – Alterskrisen als Aufgabe der Krisenintervention« dem entgegengesetzten Ende der Lebensspanne: Die alten Menschen, die stärker noch als andere Altersgruppen als suizidgefährdet gelten müssen. Eingebunden in das System der Familien oder der Altenhilfe – oder aus beidem herausgefallen – stellt sich die Frage, welche Herangehensweisen sich empfehlen, die den Besonderheiten des Alters gerecht werden.

Es mag vielleicht einige Leser und Leserinnen erstaunen, jedoch auch Männer sind eine häufig unerkannte Risikogruppe für Suizid, die bisher in ihrer Geschlechtsspezifität vom Hilfssystem wenig beachtet wird und nur schwer zu erreichen ist. Wie lassen sich Männer ansprechen, für die das »Darüber-Sprechen« gerade nicht die gewohnte Form des Umgangs mit ihren Problemen ist? Dieser Problematik widmet sich *Michael Witte* unter dem Titel »Männer haben's schwer, nehmen's leicht – Suizidrisikogruppe Männer erreichen und mit ihnen arbeiten«. Bekannter ist diese Problematik vermutlich Helfern und Helferinnen im Bereich der Behandlung von Psychosen als einer möglichen Ausprägungsform von Krisen. Günstigerweise bedürfen sie sowohl eines spezifischen Umgangs als auch eines außerstationären Settings, um frühzeitig und effektiv unter Einbeziehung des Betroffenen und seines familiären bzw. sozialen Umfelds bearbeitet zu werden und einer Chronifizierung entgegenzuwirken. Es ist das Verdienst *Volkmar Aderholds*, diese Ansätze aus dem skandinavischen Raum in den deutschen Psychiatrie- und Krisendiskurs eingeführt zu haben. Er stellt seine Ergebnisse unter dem Titel »Krisenintervention bei psychotischen Krisen – Was wir von den Skandinaviern lernen können« zur Verfügung.

Der vierte Abschnitt des Buches ist dem Thema »Trauma und Gewalt« in seiner Verflechtung mit Krisen und Suizidalität gewidmet. Bereits in der Definitionsfrage wird

sichtbar, welche großen Überschneidungsflächen diese beiden Themengebiete aufweisen. Diese Tatsache gilt es als Synergieeffekt für die Hilfelschaft nutzbar zu machen. Unter dem Titel »Den Alptraum beenden: Krisenintervention nach akuter Traumatisierung« führt *Gabriele Schmidt* in die theoretischen Grundlagen und die Praxis der Akutintervention im Traumabereich ein. *Manuel Rupp* widmet sich in seinem Beitrag dem »Umgang mit gewalttätigen Patienten: Prinzipien der Deeskalation« und stellt dabei die Komplexität Opferschaft – Täterschaft und den professionellen Umgang mit diesen hoch belastenden Dynamiken in den Vordergrund. Unter dem Titel »„Ohne sie wäre ich sicher nicht mehr da ...“ – Suizidalität, Komplextrauma und Beziehung« führt *Silke Birgitta Gableitner* in die Bedeutung komplexer Traumatisierung für Krisensituatien und Krisenhilfe ein. Ohne ein Wissen um kumulative und komplexe Traumata sind manche Folgeerscheinungen und Bewältigungsstrategien, zu denen insbesondere auch Suizidalität und Selbstverletzung gehören, schwer verständlich und damit auch schwer behandelbar.

Ein Bereich, der sich extrem rasant weiterentwickelt hat, ist die Krisenberatung im Internet. *Petra Risau* hat hierfür ihren Beitrag »Gut beraten im Internet? Chancen und Grenzen der Online-Beratung von Opfern sexualisierter Gewalt« komplett neu überarbeitet. *Florian Kampfer* konnte neu hinzugewonnen werden und hat mit seinem Artikel »Online-Beratung bei suizidgefährdeten Kindern und Jugendlichen« aktuelle Akzente gesetzt. Der Onlinebereich ist ein stark wachsender Bereich, der die Hilfelschaft der Zukunft verändert und Rückwirkungen auch auf die Angebote des traditionellen »face-to-face-Kontakts« hat. Ein wichtiger Grund, diesen Entwicklungen nicht hinterherzulau-

fen, sondern die Relevanz für das eigene Institutionenprofil zu überprüfen.

Vielleicht werden einige das abschließende Kapitel »Kriseneinrichtungen« vermissen. Wir haben uns lange untereinander, auch mit externen Fachleuten, darüber ausgetauscht, in welcher Form man Adressverzeichnisse von Kriseneinrichtungen heutzutage am besten zugänglich macht. In einem Buch sind solche Angaben statisch und somit schnell veraltet. Eine Möglichkeit, die diskutiert wurde, war die Verlagerung des Verzeichnisses ins Internet. Wir sind jedoch zu der Erkenntnis gekommen, dass es kaum sinnvoll – und ohne erheblichen Aufwand auch gar nicht möglich – ist, ein stets aktuelles Adressverzeichnis zu pflegen, vor allem, wenn es bereits gute Verzeichnisse dieser Art gibt. Hier ist die Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung e. V. (DAJEB) zu nennen, die alle 14 Tage ihr Onlineverzeichnis von 12 500 Einrichtungen in Deutschland aktualisiert. Jeder kann sich dort für seine Postleitzahl und sein Thema, z. B. »Krisenintervention«, mit einem Klick alle relevanten Hilfseinrichtungen abrufen. Daher haben wir uns dafür entschieden, anstelle einer eigenen Übersicht auf dieses Verzeichnis zu verweisen: www.dajeb.de/bfonline2.htm.

Zu guter Letzt stellen wir Herausgeber und AutorInnen uns bei den Leserinnen und Lesern vor.

Im vorhergehenden Satz stehen drei Umgangsvarianten der Ansprache des männlichen und weiblichen Geschlechts nebeneinander. Da es es unseres Erachtens derzeit keine sprachlich überzeugende geschlechtergerechte Lösung gibt, haben wir es den Autor... überlassen, ihre eigene Anspracheform zu wählen. Allen gemeinsam ist die Absicht, auch das jeweils andere Geschlecht mit einzubeziehen. Diese Bemerkung sei dem gesamten Buch vorangestellt.

Teil I: Auf Krisenintervention zugehen

1 Die Normalität der Krise oder die Krise der Normalität – Krisenpotenziale im globalisierten Netzwerkkapitalismus

Heiner Keupp

Ausgehend von einer Internetrecherche zum Stichwort »Krise« entwickelt der Beitrag ein Panorama weltweiter Krisenerfahrungen. Einer Eingrenzung des Krisenbegriffs aus sozial-psychologischer Sicht folgt eine Analyse gesellschaftlicher Umbrüche, die die Angst zu einem verbreiteten Grundgefühl der Menschen gemacht haben. Die Allgegenwärtigkeit von Krisenerfahrung kann zu der These einer grundlegenden »Normalitätskrise« verdichtet werden. Dem Individuum werden beständig Anpassungsleistungen an sich verändernde Normalitätsmuster abverlangt. Das Schlagwort der »fluiden Gesellschaft« markiert die Auflösung stabiler Koordinaten, die mit einem Wandel traditioneller Werte seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einhergehen. In deren Folge wandeln sich auch die Identitätsvorstellungen grundlegend. Unter Rückgriff auf die Gegenwartsanalysen der Soziologie (Castells, Sennett u. a.) werden die Konsequenzen für das Individuum diskutiert und die Herausbildung eines spezifischen postmodernen Angstmilieus postuliert.

Der Beitrag schließt mit der Skizze unterschiedlicher Muster produktiver Angstbewältigung, die sich auch in neuen Formen kollektiver Identitätsbildung innerhalb der Zivilgesellschaft manifestieren können.

1.1 »Von Google und Krisen«

Für mich ist das Thema »Krise« verbunden mit der Einsicht, dass das »Kerngeschäft« psychologischer Professionalität durch die Existenz individueller Krisen und deren Bearbeitung bestimmt ist. Das ist allerdings eine durchaus ambivalente Einsicht, und ich bin damit noch nicht auf kurzem Wege auf das spezialisierte Arbeitsfeld der »Krisenintervention« gestoßen. Einerseits wird erkennbar, dass sich die Gesellschaft der Moderne offensichtlich nur über ein ständig steigendes Krisenpotenzial herausgebildet hat und sich weiterentwickelt und dass andererseits die

psychosozialen Berufe zur Ein- und Befriedung dieses Krisenpotenzials entstehen mussten. Daran schließt sich die Frage an, ob diese Funktionsbestimmung eigentlich Teil unserer beruflichen Identität ist. Wenn ja, in welcher Form? Sind wir »Befriedungsverbrecher«, die den Wunsch nach gesellschaftlichen Veränderungen möglichst effizient unsichtbar machen sollen, oder versuchen wir, den individuellen Krisen eine gesellschaftliche Stimme zu geben, die als Artikulation von Protest oder als Wunsch nach Veränderung alltäglicher Lebensformen gehört werden könnte? Auf jeden Fall verweisen individuelle Krisen auf die »Grammatik« gesellschaftlicher Lebensformen, und das gilt es weiter zu bearbeiten.

Krisen allüberall, und es stellt sich die Frage, ob in unserem Bewusstsein etwas zur Regel wird, was eigentlich den Ausnahmefall oder die Abweichung von der Normalität bezeichnen sollte. Wenn man sich umhört, wo über Krise gesprochen und wie das getan wird, dann fährt man gerade in den aktuellen politischen und gesellschaftlichen Diskursen unter dem Stichwort »Krise« eine reiche Ernte ein.

Sich umhören heißt ja heute u. a., dass man seine Internet-Suchmaschinen anwirft. Ich habe das, was mir die Suchmaschine Google anbietet, zuletzt am 10. Juli 2009 abgefragt (s. Tab. 1.1). Mit der Eingabe des Stichworts »Krise« wird man mit Informationen überhäuft. Interessant sind die Kombinationen von Krise mit wichtigen Themen. Da bringt die Liaison von Krise mit Politik, Wirtschaft, USA, Deutschland und Banken – wenig überraschend – absolute Spitzewerte. Ansonsten konnte man gesellschaftliche Teilbereiche wie Pflege, Gesundheit, Schule, Familie, Kinder,

Jugend, Alter, Energie und als aktuell sehr krisenträchtig einordnen. Hohe Werte sind auch mit den Geschlechterrollen verbunden, wobei die Situation der Frau deutlich häufiger mit Krise in Verbindung gebracht wird als die der Männer. Erstaunlich finde ich in dieser »Hitliste«, dass Themen, die die individuelle Lebensführung und den familiären Nahraum betreffen, weit oben rangieren. Themen hingegen, die im öffentlichen Diskurs als krisenbesetzt behandelt werden, wie z. B. Ausländer, Aids, Terrorismus oder Klimawandel, sehr viel seltener auftauchen.

Nicht angesprochen habe ich bisher das Thema Angst. Es hat ja durchaus einen Spitzensitz und drückt ein verbreitetes Grundgefühl aus. Es gibt mir die Gelegenheit, das Thema Krise auf einer eher sozialpsychologischen Ebene zu behandeln. Dazu ist es erforderlich, das eigene Krisenverständnis zu explizieren und dann mit einer skizzenhaften Analyse der gesellschaftlichen Entwicklungen zu verknüpfen.

Tab. 1.1: Anzahl der Treffer bei Eingabe verschiedener Stichworte in Google

| | | | |
|---------------|------------|----------------|-----------|
| Angst | 27.000.000 | Gewalt | 2.060.000 |
| Krise | 14.700.000 | Tod | 1.830.000 |
| Krise und ... | | Männer | 1.760.000 |
| Politik | 9.250.000 | Universität | 1.640.000 |
| Wirtschaft | 8.870.000 | Veränderung | 1.600.000 |
| USA | 8.030.000 | Alter | 1.530.000 |
| Deutschland | 7.920.000 | Jugend | 1.460.000 |
| Banken | 7.850.000 | Religion | 1.440.000 |
| Pflege | 4.620.000 | Werte | 1.320.000 |
| Gesundheit | 4.480.000 | Klimawandel | 1.230.000 |
| Zukunft | 3.990.000 | Islam | 1.070.000 |
| Schule | 3.910.000 | Armut | 973.000 |
| Arbeit | 3.560.000 | Globalisierung | 891.000 |
| Kinder | 2.880.000 | Depression | 631.000 |
| Familie | 2.710.000 | Ausländer | 617.000 |
| Bildung | 2.670.000 | Aids | 490.000 |
| Frauen | 2.550.000 | Terrorismus | 456.000 |
| Energie | 2.330.000 | | |

1.2 Was ist Krise – sozialpsychologisch betrachtet

Margret Dross (2001, S. 10) hat eine gut nachvollziehbare Definition von Krise vorgelegt, der ich mich zunächst einmal anschließen möchte. Sie sagt, dass von einer Krise dann zu sprechen ist, »wenn ...

- ein Zustand psychischer Belastung eingetreten ist, der sich deutlich von der Normalbefindlichkeit einschließlich ihrer Schwankungen abhebt, als kaum mehr erträglich empfunden wird und zu einer emotionalen Destabilisierung führt,
- die widerfahrenen Ereignisse und Erlebnisse die bisherigen Lebensgewohnheiten und -umstände und die Ziele massiv infrage stellen oder unmöglich machen,
- die veränderte Situation nach Lösungen verlangt, die aber mit den bisher verfügbaren oder selbstverständlichen Möglichkeiten der Problemlösung oder Anpassung nicht bewältigt werden können.«

In dieser Begriffsbestimmung wird betont, dass eine Krise dadurch gekennzeichnet ist, dass Menschen aus der Normalität ihrer gewohnten und verlässlichen alltäglichen Selbstverständlichkeiten herausfallen. In diesen Selbstverständlichkeiten bündelt sich unser jeweils erreichtes Balancierungsverhältnis von inneren Welten mit dem, was wir als Realität erleben. In unserer alltäglichen Identitätsarbeit arbeiten wir an dieser Integration oder Passung.

Bei seinem Versuch, das Wesen der Psychose zu erfassen, hat Manfred Bleuler eine passende Formulierung für die Passungsaufgaben von Identitätsarbeit gefunden:

»Es geht im Leben darum, dass wir die verschiedenen, oft sich widersprechenden inneren Strebungen harmonisieren, so dass wir ihrer Widersprüchlichkeit zum Trotz ein Ich, eine ganze Persönlichkeit werden und bleiben. Gleichzeitig haben wir uns

damit auseinander zu setzen, dass unsere äußeren Lebensverhältnisse nie den inneren Bedürfnissen voll entsprechen, dass wir uns an Umwelt und Realität anzupassen haben« (1987, S. 18).

Die Psychose ist für Bleuler ein Zeichen dafür, dass ein Subjekt vor der Anforderung kapituliert hat, »die Harmonisierung seiner inneren Welt und seine Anpassung an die äußere Welt zu schaffen« (S. 18f.). Dieses Modell des Scheiterns zeigt im Umkehrschluss, was Identitätsarbeit im Sinne dieser kontinuierlichen Passungsarbeit zu leisten hat.

Mit dem Verweis auf ein klassisches sozialwissenschaftliches Experiment möchte ich noch einmal die Bedeutung alltäglicher Routinen und Selbstverständlichkeiten für das herausarbeiten, was wir als »Normalität« bezeichnen könnten. Der nordamerikanische Ethnomethodologe Harold Garfinkel (1967) hat in seinem »Krisenexperiment« auf elegant-einfache und zugleich dramatische Weise gezeigt, wie Krisen auftreten, wenn uns die Basisselbstverständlichkeiten genommen werden. Er schickte seine StudentInnen mit dem Auftrag ins Wochenende, sich zu Hause konsequent wie Gäste zu verhalten. Wenn Töchter oder Söhne diese Anweisung konsequent durchgehalten haben, dann haben sie Krisen in ihren Familien erzeugt. Diese waren teilweise so heftig, dass besorgte Eltern die psychiatrische Krisenintervention eingeschaltet haben. Wenn eingespielte Regeln und Normen alltäglicher Lebensführung infrage gestellt werden oder außer Kraft gesetzt werden, dann beginnt der Boden unter uns zu schwanken. Krisen können durch akute Lebensverändernde Ereignisse ausgelöst werden, die für einzelne Personen oder Mikrosysteme die Alltagsnormalitäten gefährden können. Es gibt aber auch Krisen der Normalität selber, wenn sich die Grundlagen eines soziokulturellen Systems so verändern, dass bislang tragfähige Schnittmuster der Lebensgestaltung ihre Tauglichkeit verlieren. In einer solchen »Normalitätskrise« befinden wir uns gegenwärtig, und das ist genau das Stichwort, das meine weiteren Überlegungen

bestimmen soll, auf die ich mit der folgenden These vorbereiten möchte:

In seinem klassischen Werk »Das Unbehagen in der Kultur« hat Sigmund Freud aufgezeigt, dass uns zivilisatorische Absicherungen zwar ein befriedetes Leben bringen können, uns aber auch um unser Glück »betrügen«. Ist das heute noch eine befriedigende Sicht? Ist mit dem Siegeszug der Globalisierung, dem digitalen Kapitalismus und ihrem neoliberalen Menschenbild des fitten und ultraflexiblen Subjekts nicht längst der Sicherheitspfad verlassen? Wir leben in einer gesellschaftlichen Periode, in der sich in dramatischer Weise gewohnte Lebens- und Arbeitsformen verändern, ohne dass sich schnell wieder neue Lebensroutinen ausbilden würden. Diese gesellschaftlichen Veränderungen erleben viele Menschen als Befreiung aus traditionellen Lebensmodellen, sie sehen den gewachsenen Spielraum für die selbstbewusste Gestaltung offener Normalitäts- und Identitätsmodelle. Aber genauso viele Menschen reagieren angstvoll auf den Verlust von gewohnten Lebenskonzepten und Sicherheitsgarantien sowie auf eine ungesicherte Zukunft. Die erlebte Gegenwartsgesellschaft hat für das subjektive Umgehen mit diesen Erfahrungen noch keine »einbettende Kultur« geschaffen, in der das »Handwerk der Freiheit« hätte kollektiv gelernt werden können. Das aktuell hohe »Angstmilieu« ist eine Reaktion darauf.

1.3 Die gesellschaftliche Auflösung stabiler Koordinaten

1.3.1 Nichts bleibt, wie es war!

An den aktuellen Gesellschaftsdiagnosen hätte Heraklit seine Freude, der ja alles im Fließen sah. Heute wird uns ein »fluide Gesellschaft« oder die »liquid modernity« (Bauman,

2000) zur Kenntnis gebracht, in der alles Statische und Stabile zu verabschieden ist. In der Überschreitung bislang eingehaltener Grenzziehungen von Normalbiografien, Normalitäten und alltäglichen Selbstverständlichkeiten entstehen neue Arrangements und neue Kombinations- und Fusionsmöglichkeiten, die nicht mehr dem klassischen Muster sozialen Wandels folgen, nachdem Veränderungen zu einer großen Krise führen und mit deren Bewältigung auch wieder neue stabile und berechenbare Geschäfts- und Lebensgrundlagen. Die andauernde Verflüssigung erzeugt einen Zustand der permanenten Krisenhaftigkeit, die keine Verlaufskurve der Renormalisierung und der neuen Grenzmarkierung nimmt. Normalität wird sich wohl kaum mehr als ein relativ überdauernder stabiler Erwartungshorizont konstituieren. Vielleicht ist es eher die Gewissheit des »unheilbar« offenen Horizontes und der – je nach subjektiver Konstellation – gelassenen Sicherheit, in diesem widersprüchlich-offenen Prozess mit einer eigenen Identitätspositionierung zurechtzukommen.

Wenn wir uns der Frage zuwenden, welche gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen die gesellschaftlichen Lebensformen der Menschen heute prägen, dann knüpfe ich an dem Gedanken des »Disembedding« (Giddens, 1995) oder der Enttraditionalisierung an. Dieser Prozess lässt sich als tiefgreifende Individualisierung einerseits und als explosive Pluralisierung andererseits beschreiben. Diese Trends hängen natürlich zusammen. In dem Maße, wie sich Menschen herauslösen aus vorgegebenen Schnittmustern der Lebensgestaltung und eher ein Stück eigenes Leben gestalten können, aber auch müssen, wächst die Zahl möglicher Lebensformen und damit der möglichen Vorstellungen von Normalität und Identität. Peter Berger (1994, S. 83) spricht von einem »explosiven Pluralismus«, ja von einem »Quantensprung«. Seine Konsequenzen benennt er so: »Die Moderne bedeutet für das Leben des Menschen einen riesigen Schritt weg vom Schick-

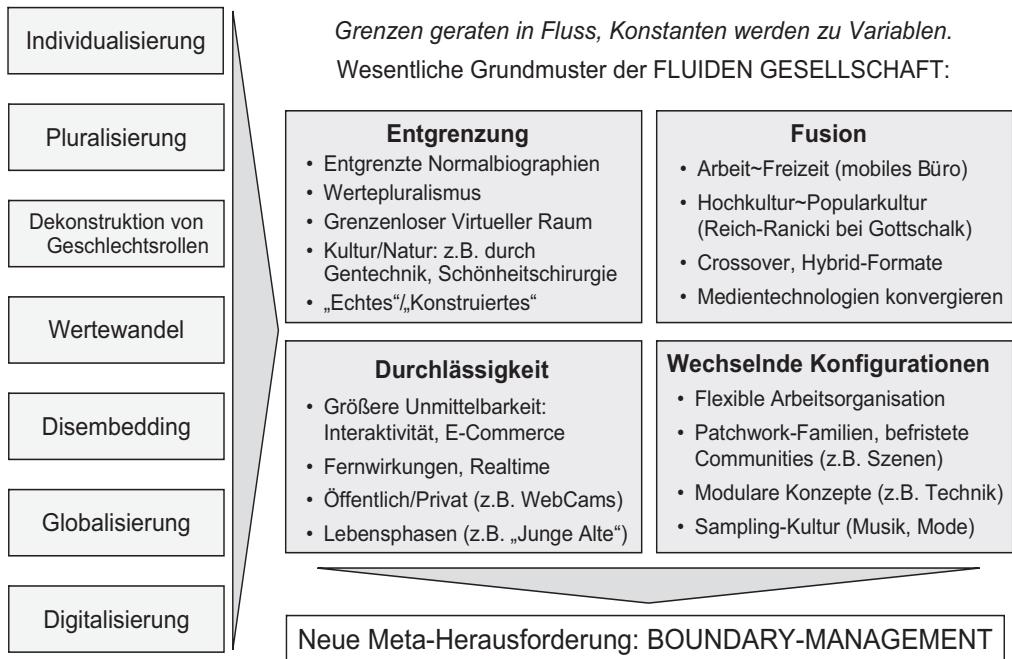


Abb. 1.1: Reflexive Modernisierung: fluide Gesellschaft

sal hin zur freien Entscheidung. (...) Aufs Ganze gesehen gilt (...), dass das Individuum unter den Bedingungen des modernen Pluralismus nicht nur auswählen kann, sondern das es auswählen muss. Da es immer weniger Selbstverständlichkeiten gibt, kann der Einzelne nicht mehr auf fest etablierte Verhaltens- und Denkmuster zurückgreifen, sondern muss sich nolens volens für die eine oder andere Möglichkeit entscheiden. (...) Sein Leben wird ebenso zu einem Projekt – genauer, zu einer Serie von Projekten – wie seine Weltanschauung und seine Identität« (1994, S. 95).

Als ein weiteres Merkmal der »fluiden Gesellschaft« (siehe Abb. 1.1) wird die zunehmende Mobilität benannt, die sich u. a. in einem häufigeren Orts- und Wohnungswechsel ausdrückt. Die Bereitschaft zu diesen lokalen Veränderungen folgt vor allem aus der Logik der Arbeitsmärkte, die ein flexibles Reagieren auf veränderte Marktbedingungen

erfordert und die immer weniger beständige Betriebszugehörigkeit sichert. Der »flexible Mensch« (wie ihn Sennett 1998 beschrieben hat) – so jedenfalls die überall verkündete Botschaft – muss sich von der Idee der lebenslangen Loyalität gegenüber einer Firma lösen, er muss sich in seinem Arbeitsmarktverhalten an die ökonomisch gegebenen Netzwerkstrukturen anpassen.

Individualisierung, Pluralisierung, Flexibilität und Mobilität gehören also immer mehr zu den Normalerfahrungen in unserer Gesellschaft. Sie beschreiben strukturelle gesellschaftliche Dynamiken, die die objektiven Lebensformen von Menschen heute prägen. Doch wir müssen in der Analyse noch einen Schritt weitergehen, wenn wir begreifen wollen, auf welchem Lebensgefühl die unterschiedlichen Vorstellungen von Normalität ruhen. Doch auch hier gibt es in der Werte-, Lebensstil- und Milieuforschung wichtige Hinweise.